

# Der Jäger der Grazie geht zugrunde

Lukas Bärfuss spielt mit hohem Einsatz in seinem neuen Roman – und gewinnt vieles

PHILIPP THEISOHN

An einem Zürcher Märznachmittag nimmt Philip, ein Immobilienentwickler Ende vierzig, die Verfolgung einer wildfremden Frau auf. Das Objekt seiner Begierde führt ihn dabei nicht nur vom Bellevue bis zu einem Wohnblock irgendwo in der Agglomeration, sondern auch aus der Ordnung seines routinierten Lebens mit Geschäftsterminen, Angestellter und Tagesmutter in eine Wildnis des städtischen Überlebens.

Mit dem Akku des Mobiltelefons entleert sich nach und nach auch die Wirklichkeit, die ihn bisher gefangen hielt. Und als nichts mehr davon übrig ist, betritt Philip «die alte Welt, die alte Erzählung mit den alten Figuren, jenen Geistern, die längst hätten tot sein müssen, aber noch nicht sterben konnten».

## Der flüchtige Mann

Auf den ersten Blick scheint es somit, als widme sich Lukas Bärfuss' Roman «Hagard» – in der vergangenen Woche bereits für den Leipziger Buchpreis nominiert – just jenem Typus Mensch, der auch in den jüngsten Romanen Peter Stamms und Jonas Lüschers in jeweils eigener Ausprägung besichtigt werden konnte: dem flüchtigen Mann. In ihrem gehäuften Auftreten ist diese Figur mittlerweile erklärungsbedürftig geworden, schleppt sie doch zugleich immer auch eine ganze Kulturerzählung mit sich herum.

Dort, wo aus Männern Familienmänner werden, beginnt das sekundäre Leben, das vielleicht noch karrierebedingten Nervenkitzel, aber keine echten Grenzerfahrungen mehr zu bieten hat. Zu den Hauptdarstellern der Gegenwartsliteratur werden dann folgerichtig diejenigen, die für einen kurzen Moment die Kontrolle verlieren und in einem Rite de Passage ihre Telefone, Kreditkarten, Auto- und Haustürschlüssel sowie Ehefrauen und Kinder nach und nach hinter sich lassen, um schliesslich das Reich der echten Risiken zu betreten. Helden werden aus ihnen aber keine mehr.

Es fiel nicht schwer, auch Bärfuss' Philip dieser Gattung Mensch zuzuschlagen. Zwar gerät er weder in die raue Gebirgswelt (wie Stamms Thomas) noch auf eine symbolische Kenterfahrt (wie Lüschers Kraft) – Philip bleibt ein Städter. Aber auch er muss nach und nach seine zivilisatorischen Würden ablegen, weggeworfene Dönerreste als potenzielle Nahrung betrachten, vor Kontrolleuren in der S-Bahn fliehen, Ladendiebstahl begehen und – nicht am Ende, doch nicht allzu weit davon entfernt – durchnässt und am rechten Fuss mit einem zerfetzten Plüschpantoffel beschuht einen Taxifahrer um 300 Franken prellen.

## Kampf mit dem Klischee

Allerdings wird man weder der Figur noch Bärfuss' Roman gerecht, reduziert man sie auf diesen sich bisweilen slapstickhaft vollziehenden Untergang. In seiner Jagd – die man heute Stalking nennt – dient Philip nämlich zunächst einmal einem anderen Herrn: Er ist ein *Haggard*, ein in die Jahre gekommener Greifvogel, der von seinem Erzähler eigens für die Jagd eingefangen und abgerichtet wurde. Und dieser Erzähler hat den eigentlichen Konflikt des Romans «Hagard» durchzustehen: nämlich den Kampf mit dem Klischee, mit den «halbstüben Romanen über Männer im besten Alter, die eines Tages mir nichts, dir nichts Frau und Kinder verlassen und sich für ein flüchtiges Abenteuer aus dem Leben schlichen».

Ein solcher Roman sollte es also tunlichst nicht werden. Was aber, wenn einem die eigene Figur keine andere Wahl lässt? Wenn sie sich verselbständigt und sich damit just jenen «faden Träumen» prädatatorischer Männlichkeit hingibt, welche ihren Verfasser als einen «Lumpen» erscheinen lassen? Wie kann man eine solche Geschichte dann überhaupt noch erzählen, ohne unglaubwür-



Einem abgerichteten Falken gleich wird der Protagonist in Lukas Bärfuss' Roman von seinem Erzähler losgeschickt. ANNICK RAMP / NZZ

dig zu werden? Genau das aber ist die Frage, die dieser Text beantworten will. Es ist eine Kleistsche Frage: Die Leute fordern von der Wahrheit Wahrscheinlichkeit – und dementsprechend besteht die Kunst des Erzählens nicht zuletzt darin, auch das Unwahrscheinliche so zu erzählen, dass es, gerade weil es so unwahrscheinlich ist, uns doch wieder wahr erscheint.

Bärfuss' Erzähler ist von Anfang an zwischen diese beiden Pole gespannt: Geplagt von der Obsession der «Wahrhaftigkeit», sieht er sich unmittelbar mit dem Problem konfrontiert, dass es äusserst «unwahrscheinlich» ist, ausgerechnet in Zürich solch eine Geschichte wie die Philips zu finden. Aus solchen Überlegungen spricht keineswegs nur bildungsbürgerliche Koketterie, sondern vielmehr die Sorge um den Roman.

Stets befindet sich dieser in der Gefahr, doch als eine jener Männerphantasien zu enden, die nur deswegen geschrieben und gelesen werden, weil die gesellschaftliche Realität des 21. Jahrhunderts sie nicht mehr hergibt. Die Rettung des Romans avanciert somit zum eigentlichen Plot.

## Schleichende Verwilderung

Und so folgt man bereitwillig nicht nur der Ereigniskette der schleichenden Verwilderung Philips, von der dieser Text getragen wird, sondern man folgt auch dem Erzähler, der seinem Jagdfalken auf den Fersen bleibt, sein Tun

hinterfragt und es mit Sinn zu füllen versucht. Zu suchen wäre dieser wohl hinter den Bildern, die Philips Verfolgungsjagd hinterlässt, im Grundimpuls, der ihn aus seiner Welt reisst: der namen- und gesichtslosen Frau, die den Lesern zunächst nur durch ihre Schuhe – «pflaumenblaue Ballerinas» – bekannt wird.

Es ist gleichwohl kein sexueller, sondern ein ästhetischer Reiz, der von dieser Figur ausgeht: Die stumme Inszenierung, die ihr der Erzähler angedeihen lässt, die Trinkpose am Wasserspender, der Philip entnehmen kann, «wie sehr sie die Welt für einen Moment vergessen hatte», entlarvt sie als ein weiteres Geschöpf aus dem Kleistschen Arsenal, als eine Verkörperung der Grazie. Jener Augenblick der «Weltlosigkeit», die Bewegung, die nur wiederholt werden kann, wenn «wir wieder von dem Baum der Erkenntnis essen, um in den Stand der Unschuld zurückzufallen» (wie es in «Über das Marionettentheater» heisst), ist es, was den Jäger auf die Fährte setzt.

Unwiederbringlich verloren, unwiederholbar bleibt ihm dieser Moment, doch je länger Philip der Spur der Grazie folgt, umso deutlicher wird auch, dass er dabei selbst allmählich zu ihrer verzerrten, verdrehten, hinkenden Parodie verkommt. Das überzeitliche, das göttliche Bewusstsein lebt in dieser Welt, aber wer ihm nachsetzt, geht dabei zwingend zugrunde. Attestiert der Roman seiner Gegenwart, sie habe den Glauben daran verloren, «dass jemand die Zeitläufte nach seinem Willen be-

stimmte», so setzt er ihr zugleich entgegen: Dieser Jemand ist noch da, aber seine Zeit ist nicht eure Zeit.

In diesem Sinne ist «Hagard», bei aller Situationskomik, ein tiefschwarzer Roman mit einem adäquat verstörenden Ende. Nicht alles gelingt ihm. So erschliesst sich etwa der Zusammenhang der Dinge, die Verwobenheit von Metaphysik, Figurenschicksal und Zeitgeschichte – repräsentiert durch die im März 2014 verschollene Malaysia-Airlines-Maschine und die russische Annexion der Krim – nicht immer; und den Vorwurf der Nebulosität, den das eine oder andere Blindmotiv heraufbeschworen wird, kann man jetzt schon vorhersehen.

## Ein literarisches Erlebnis

Gleichwohl und um das Mindeste zu sagen: Dieser Roman setzt viel aufs Spiel. Er zweifelt an sich und verdächtigt sich, er arbeitet gegen die Anfechtung an, Klischee zu sein – und er weiss genau, wo das Klischee zu Hause ist. Man merkt ihm den Kraftakt an, der hinter ihm steckt, er hat Narben und Schrammen. (Im Ernst: «Sie gab ihrer Haut, wessen diese Haut bedurfte» – das musste nicht sein.) Andererseits: Nur Romane, die viel aufs Spiel setzen, sind literarische Erlebnisse. Und «Hagard» ist ein literarisches Erlebnis.

Lukas Bärfuss: Hagard. Roman. Wallstein-Verlag, Göttingen 2017. 174 S., Fr. 22.90.

## Analytisch und welthaltig

Kerr-Preis für Andreas Breitenstein

zz. · Der NZZ-Redaktor und Literaturkritiker Andreas Breitenstein erhält den Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik 2017. Die Jury würdigt den Sachverstand und die Breite des Wissens, mit denen der Preisträger seit Jahrzehnten zumal Nationalliteraturen des gesamten ost- und mitteleuropäischen Raumes vermittelt. Haltung und Massstäbe zeichneten seine Arbeit im Besonderen aus. In der Begründung heisst es: «Auf sein genaues Urteil kann man sich verlassen, denn stets liest und beurteilt er vor einem weiten Horizont, weiss Bücher philosophisch, historisch und politisch einzuordnen und über sie hinauzuweisen. Das hat in dem Europa unserer Tage auch politische Bedeutung.»

Der Alfred-Kerr-Preis ist mit 5000 Euro dotiert und wird am 23. März im Rahmen der Leipziger Buchmesse öffentlich verliehen. Die Laudatio hält der Schriftsteller Norbert Gstrein.

Der Kerr-Preis für Literaturkritik wird seit 1977 vergeben, seit 1996 als Würdigung einer Einzelperson für kontinuierliches literaturkritisches Schaffen. Er erinnert an den Schriftsteller, Theaterkritiker und Publizisten Alfred Kerr (1867–1948). Zu den jüngsten Preisträgern gehören Insa Wilke, Daniela Strigl, Helmut Böttiger, Ina Hartwig, Manfred Papst und Nico Bleutge.

## Hitler in Island

Das Majestätsbeleidigungsgesetz soll aufgehoben werden

ALDO KEEL

Bis zu sechs Jahre Haft sieht ein isländisches Gesetz für die Beleidigung fremder Staatsoberhäupter und Botschafter vor. Alle Versuche, die anachronistischen Paragrafen zu streichen, verliefen bisher im Sande – sei es, weil gerade eine Regierungskrise ausbrach oder der Himmel sonst wie einzustürzen drohte. Jetzt soll aber vorwärtsgemacht werden.

Die Stimmung ist gereizt, im Parlament wurde der neue amerikanische Präsident von einer Abgeordneten der Piraten als «Faschist, Frauenhasser und Rassist» beschimpft. Wie dünnhäutig heutige Majestäten sein können, führte den Isländern die Affäre um das Schmähdgedicht des Komikers Böhmermann über Präsident Erdogan vor Augen. Ein parlamentarischer Vorstoss verlangt deshalb die ersatzlose Streichung der einschlägigen Paragrafen.

Nicht vergessen ist, dass in den dreissiger Jahren zwei der renommiertesten Autoren mit diesem Gesetz in Konflikt gerieten und unter deutschem Druck verurteilt wurden. Steinn Steinarr, der spätere «Atomdichter» und Erneuerer der isländischen Lyrik, holte im August 1933 zusammen mit vier Kollegen im nordisländischen Fischerdorf Siglufjörður die Hakenkreuzflagge von der Fahnenstange des deutschen Honorarkonsuls.

Die jungen Männer zerfetzten das Tuch und trampelten darauf herum. Sie wurden zu Haftstrafen verurteilt – Steinn Steinarr in zweiter Instanz zu zwei Monaten Gefängnis. Ein Jahr später titulierte der Romancier Thorbergur Thordarson den «Führer» in einem Zeitungsartikel als «Bluthund» und «Sadisten auf dem deutschen Kanzlerstuhl». Hitlers Ehre war dann aber Thordarsons Richtern gerade einmal eine Busse von 200 Kronen wert.

Freilich waren nicht alle isländischen Autoren gegen Hitler. Gunnar Gunnarsson, der 1955 um ein Haar den Literaturnobelpreis erhalten hätte, dürfte der einzige Isländer sein, der von Hitler persönlich empfangen wurde.

Nach Kriegsende durchsuchten amerikanische Soldaten sein Anwesen. Das Gerücht, die Amerikaner hätten geglaubt, Hitler sei nach Island geflohen und halte sich bei Gunnarsson versteckt, geht vermutlich auf einen Nachbarn des Dichters zurück – es entwickelte sich zu einer veritablen Volkssage.